

# Osttiroler Heimatablätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

14. Jahrgang

Kranz, 18. Oktober 1946

Nr. 7

## Pfarrer Anton Molling

Es ist wohl auch Aufgabe der „Osttiroler Heimatablätter“, das Leben und Wirken bedeutender Menschen in Osttirol der Nachwelt zu überliefern. So verdient ohne Zweifel auch der H. H. Pfarrer Anton Molling von Innerbillgraten eine ehrenvolle Erwähnung.

Pfarrer Anton Molling wurde am 16. Jänner 1865 in Wengen (Ladinien) geboren. Er studierte mit gutem Erfolg in Trien und wurde am 29. Juni 1889 zum Priester geweiht.

Molling wirkte als Kooperator in Werberg, Untertal, Colle Santa Lucia, Trien und endlich als Propädist in Schläiten, als Kooperator in St. Lorenzen, Buxertal, seit 16. Mai 1907 bis 30. November 1941 als Pfarrer in Innerbillgraten.

Am jenem Tage trat er in den Ruhestand, aber auch in diesem machte er sich nützlich und leistete freudig Kooperatorendienste, bis ihn am 2. Juli 1944 der Herr über Leben und Tod in seinem 80. Lebensjahre, im 57. seines Priestertums, im 38. seiner Wirkamszeit in Innerbillgraten abberief.

Das Begräbnis fand am 5. Juli statt unter allgemeiner herzlichster Anteilnahme von Volk und Klerus. Nun ruht er seinem Willen gemäß im Friedhof seiner Seelsorgegerichte unter dem schönen Priesterdenkmal, das er errichten ließ.

Von seinem Leben ist vor allem zu sagen, daß Pfarrer Molling das Gebet zu schätzen wußte. Schon eine Stunde vor der heiligen Messe war er in der Kirche, selbst im strengsten Winter, auch in der Zeit, da er an einem Magengeschwür litt. Auch öfters tagsüber und jeden Abend zum Rosenkranz war er in der Kirche zu finden.

Er liebte die Herde des Hauses Gottes (die Innenausstattung der damals noch neuen Innerbillgrater Kirche, 1895 erbaut, ist sozusagen ein äußeres Lebenswerk), sorgte für schönes Beten und Kirchenordnung. Er ließ die Kirche prächtig ausmalen, beschaffte nach dem ersten Weltkrieg ein herrliches Geläute mit einer neuen großen Glocke. Seine Freude war feierlicher Gottesdienst, andächtiger Chor- und Volksgejang.

Was göttliche dem Gebete lag, war Arbeit, wie sie jede Seelsorge mit sich bringt. Jede Predigt hat er fleißig ausgearbeitet und niedergeschrieben, was die Duzende von Predigten betreffen. Die Arbeitsfreudigkeit hat er sich bewahrt bis in's höchste Alter, und als schon die Anzeichen einer ernsten Erkrankung zu Tage traten und er die Todesahnung mit den Worten aussprach: „Jetzt heißt es einrücken zur großen Urne“, konnte er doch nicht von der Arbeit abgehalten werden.

Pfarrer Molling lebte mit allen in Frieden. Nur mit der Gestapo stand er nicht auf gutem Fuße, sondern wurde verschiedentlich drangsaliiert. Den Untergang des Nationalsozialismus jagte er von Anfang an voraus.

Pfarrer Molling hat etwas vom Herzen eines heiligen Franz von Assisi an sich getragen; denn er war die Einfachheit selber. *Natura paucis contenta*, die Natur ist mit wenig zufrieden, war sein Spruch. Er konnte nicht betrogen werden, ließ einen Streiter oder Handstache stricken zu lassen. An Sparbarkeit war er von Kindheit an gewöhnt, dieser Zug konnte in kleinen Dingen zu jährt hervortreten, doch war er im großen freigebig und verwendete seine Ersparnisse für die Kirche, die Missionen, die Armen und die Studenten.

Seine Erholung und Liebhaberei war sein geliebtes Harmonium, Schnitzeln und Malen.

Pfarrer Molling (Mühlle), ein Sproß des kunstbegabten Ladinier Volkes muß schon durch seine Vorfahren irgendwelche Ambitionen und Talent zur Kunst gehabt haben, denn aus purem Fleiß und äußerem Zwang, einen gediegenen Wohnungs- und Strassenschmuck zu erhalten, würde er kaum derartige, besonders in der Malerei ansehnliche Leistungen aufzuweisen haben. Vielleicht entstammte er sogar dem gleichen Geschlecht wie Dominikus Molling (1704 — 1761, auch aus Wengen) einem berühmten Barock-Rokoko Bildhauer, der uns unter anderem in der Innsbrucker Pfarrkirche mehrere Altarplatten hinterlassen hat.

Pfarrer Mollings öbliche Bilder, meist Kopien italienischer Meister aus venezianischen und florentinischen Galerien, stellen eine schöne, würdige und sehr erbauende Zweckmalerei dar. Seine Umbachsbilder wie: Herz Jesu, Herz Mariä, der gute Hirte und der 12jährige Jesus im Tempel, Oberg und die Frauen am Kreuzweg etc. hängen im Widum von Innerbillgraten, während ein Bild: „Tod des heiligen Alexanders“ als Altarbild in der Innerbillgrater Pfarrkirche Eingang gefunden hat.

Im allgemeinen nicht so erfolgreich wie in der Malerei war Pfarrer Molling in der Schnitzerei. Wie jeder Tiroler Volkskünstler ging auch er von der Krüppelfigur aus. Ist Molling in seiner großen Hauskrüppe mit zirka 50 Menschen und 30 Tierfiguren, in 15 bis 25 Zentimeter Größe, auf jedem osttirolischem Felsenkrüppenberg mit Gemüht stollisch-orientalischem Kullsenhintergrund noch recht unbeholfen und primitiv, so hat er sich in späteren Studienkrüppeln und Kreuzigungsgruppen, sowie in den großen Statuen eines heiligen Antonius und der Immaculata bereits zu einer allgemein richtigen menschlichen Körperform mit stark individueller Ausdruck durchgerungen.

Sein letztes Werk war eine Christi-Königs-Statue. Als sie halb vollendet war, erschien der Künstler selbst vor dem erhabenen Gott-König, um, wie wir hoffen, aus seinem Munde die Worte zu hören: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht . . . . gehe ein in die Freude deines Herrn!“

Von besonderem Wert war Molings künstlerischer Schaffen durch den stark erzieherischen Gehalt in einer vom Verfehr und der großen Welt abgelegenen Gemeinde mit zahlreichen Naturalenten. So ist er in Innervillgraten nicht nur Seelsorger gewesen, sondern auch zum Förderer ja Apostel für Heimatkunst und Heimatbrauch geworden. Anton Kofler, Pfarrer.

Zu Dr. Wiesfleckers Studie

## Die römischen Stationen an der Pustertaler Strasse

schreibt uns Herr Altbürgermeister Jos. A. Rohrer, Sienz:

„So lange man Aquantum für Innichen nahm, suchte man Littamum in St. Lorenzen und Sebatum in Schabs. Als Mommien in den Siebzigerjahren Aquantum nach dem Debantbache unter Sienz verlegte, fand er den Platz für Littamum in Innichen, indem er die Entfernung im Itinerar Antonini von XXIII auf XXXIII römische Meilen erhöhte. Sebatum wurde nach St. Lorenzen verlegt und Schabs fallen gelassen. Das letztgenannte Schrifttum hat sich damit schon lange abgefunden.“

In St. Lorenzen sind seitdem viele Funde aus der Römerzeit gemacht worden. Die Italiener haben durch Grabungen am rechten Ufer der Kleng tiefe Bäderanlagen, am rechten Ufer der Gaber lange Überreste von Häusern aufgefunden und feiern in der Monatschrift „Araia Augustina“ St. Lorenzen als Sebatum, so daß diese Feststellung außer Zweifel steht. (Vor der Ableitung von Lothen aus Littamum warnt Staffler 1844.)

Wo lag also Littamum? Nach dem Itinerar XXIII röm. Meilen von Aquantum. Ich habe in meinen Studien über die Römerstraßen im Gölern vorgezeichnet, daß diese Straßen mit dem Ausbelaufen an Wasserläufen und der Überschreibung von Anhöhen wie bei der Sienz Kleng und am Morrbüchel bedeutend länger waren als die heutigen Reichsstraßen und bin mit den 23 Meilen gleich 34 km auf die Höhe von Straßen gekommen und habe Littamum dort hin verlegt. Dies wurde gestützt durch die uralte Tradition, daß hier eine Stadt Messa gestanden habe. (Muzar „Römisches Norikum“, Staffler, 1844; „Öst. Sammler“ 1892 Mitteilung über Mauern, auf die man beim Aclern wieder gestoßen sei. Vor ungefähr 20 Jahren wurden im Weller Hof die Überreste von zwei römischen Häusern aufgedeckt.) Die sonnige Gegend von Heising-Strassen, wo aus dem Tale der Römertweg von Aquant heraufführt und von Anras-Ufch der Seitentrog von dortigen Ansiedlungen herüberkam, war für eine Ansiedlung sehr geeignet. Man sagt auch, daß die Römer im jenseits der Drau liegenden Gebirge einen Bergbau betrieben. Also Littamum bei Straßen! Ich habe darüber im „Gölern“, 1929 geschrieben und es sind mir keine Äußerungen der Wissenschaftler über meine Behauptung bekannt geworden.

Ich habe mich auch, wie Herr Prof. W. mit der „Civitas Corbaram et Laiancorum in Norico“ beschäftigt, um zur Frage zu kommen: warum soll man nicht die Laianci an der oberen Kleng bei Wels-

berg suchen, und vermuten, daß die dortige Ansiedlung Laiancum hieß? Auch darüber habe ich keine Äußerung der Wissenschaftler gehört. Aber es ist feststehend, daß bei Welsberg eine uralte Ansiedlung bestand, wie die dortigen Funde von Urnengräbern und anderem beweisen.

Dr. Wiesfleckers Aufsätze über die Örtzer (Sienz-er Zeitung) habe ich mit großem Interesse gelesen und ich bedauere, im Falle Römertstraßen nun meine Ansicht gegen seine setzen zu müssen.

Wir sind mir gar nicht bewußt, weil wir überzeugt sind, daß unsere Mitarbeiter solche Gegenmeinungen sachlich und nicht persönlich nehmen. Römertstraßenzüge und Straßenname sind von niemandem von nur einem Suchenden fixiert worden.

Es ging noch eine kleine Zuschrift ein: Zur Arbeit über die römischen Stationen an der Pustertaler Straße in den „Östirler Heimatblättern“ möchte ich nur bemerken, daß von den südlich von St. Lorenzen (bei Brumet) ausgehenden Römertstraßen, so wie von dem westlich von Ehrenburg, gegenüber Riens, aufgefundenen römischen Meilenstein nichts vermerkt ist. Dies in Betracht zu ziehen, dürfte vielleicht auf dieser Strecke etwas mehr Klarheit bringen. Wlth. Schmalzer, Sienz.

## Mattrei in Ostirol

Von Prof. Dr. Josef Weingerger

Nachdruck aus Alpenvereinszeitung, Sept. 1942

Selbstverständlich läßt man auch die wichtigsten Ereignisse im Kreislauf des Familienlebens nicht ohne entsprechende Feier vorübergehen. Die „Totenmahlfeste“, die nach dem Begräbnis alle Verwandten im Wohnhaus bereinigten und bei denen den ganzen Vormittag und oft auch länger geschmaust und gezecht wurde, sind seit dem Weltkrieg freilich so gut wie ganz verschwunden oder haben doch einer bescheidenen „Totenkehrung“ (Zehrung) Platz gemacht, die bei den meisten Wegen der meisten Teilnehmer auch durchaus am Platz ist. Bei Hochzeiten am Lande aber geht es auch heute noch ziemlich hoch her. Die Trauung findet meistens an einem Montag statt. Am Samstag vorher wird „Kajen geführt“, d. h. wird die Aussteuer der Braut in das Haus des Bräutigams gebracht. Je zwei Verwandte jeder Seite, die „Gespane“, begleiten die Fuhr, schließen mit uralten, großen Bücheln in die Luft, werfen „Krapfen“ und „Mgelen“ aus und kehren mit großem Hallo in sämtlichen Wohnhäusern ein. Kommen sie endlich an das Ziel, findet im Hause des Bräutigams und gleichzeitig in dem der Braut die „Abendhochzeit“ statt. Dazu wird, abgesehen etwa von den nächsten Verwandten, die nach altem Brauche als sogenannte „Siebe“ Naturalien mitbringen, niemand eigens eingeladen, aber jedermann kann erscheinen. Nur die besten Brautleute selber kommen an diesem Abend nicht zusammen. Auch bei der Abendhochzeit wird gegessen, getrunken und die ganze Nacht getanzt. Bei der eigentlichen Hochzeit dagegen geht es viel einfacher her; nur die allernächsten Verwandten werden dazu ins Wohnhaus geladen.

Über auch bei ernstlichen Anlässen, so vor allem zum Sonntagspostdienst, scheuen die Mattreier keinen Weg. Zwei bis drei Stunden sind schon die äußersten Dauerstrecken von der Kirche entfernt, und selbst von den Almen, wo der Weg noch viel länger ist, kommt jeden Sonntag wenigstens eines oder das andere zur Kirche.

Der weitaus größere Teil aller Schreibnamen geht bei der habsburgischen Bevölkerung auf noch bestehende Höfe zurück (z. B. Steiner, Sotterberger, Lubasser, Projegger, Hluterger, Ganzler, Egger, Köll, Uhlaber,

Ranacher, D. neburger, Brugger, Kofler, Ruggenthaler, Unterrainer, Waisegger usw.).

Der fröhliche, treffende Mutterwitz und die Sportlust der Mairaler sind im Lande bekannt. Zahlreiche heldere Geschichten gehen im Munde der Leute herum, die aber schriftlich nicht so leicht einzufangen sind. Aber auch im Ernst eignet dem Mairaler ein auffallend hoher Grad von Intelligenz und praktischem Hausverständnis. Harte und lange Lebensbedingungen sind ja meist der Ausbildung geistiger Fähigkeiten günstig. Die Mairaler Duden zählen immer zu den besten an den Gymnasien des Landes.

Als der Ostirroler Maler Franz Defregger 1863 nach zweijährigem Studium in Paris wieder an die Münchener Akademie zurückkehrte und in Plöths „Komponierklasse“ eintreten wollte, fand er den Meister für mehrere Monate verreiselt. Unschlüssig, was er nun beginnen sollte, reiste Defregger zunächst in seine Heimat, um dort in aller Ruhe Studien nach der Natur zu machen. Er blieb aber nicht am Wiener Boden, sondern zog ins Sesttal, nach Mairal, Utigen und Prägraten, mietete schließlich in Sischlöß eine unbewohnte Almhütte, blieb dort bis in den tiefen Herbst hinein und füllte seine Skizzenbücher mit Zeichnungen von Tieren, Almhütten und Almleuten. „Hier in der Stille der Hochalm“, schreibt Hammer, „wachte es ihm ausgegangen sein, daß er in den Gestalten seiner Heimat und in ihrem ganzen Milieu den eigenartigsten und neuesten Stoff vor sich habe, den er sich wünschen konnte“.

Ungefähr ein Menschenalter später verbrachte der junge Egger-Menz seine Sommerferien mehrmals im Sesttal und machte dort Vorstudien zu seinen ersten großen Historienbildern. Die beiden angehenden Meister waren davon überzeugt, hier im Sestale die eigenartigste und kraßbelibste Ausprägung des heimatischen Menschenbildes und der heimatischen Natur zu finden, — sie haben sich darin nicht getäuscht. Und zwar gilt dies nicht nur von der Landschaft und vom Menschenbild, sondern von allem, was diesem hochalpinen Lebenskreise angehört. Von der jähwollen Ausdruckskraft der Mairaler Tracht haben wir schon gesprochen. Genau dasselbe läßt sich auch von den Almhütten und Bauernhäusern und ihren Innenräumen sagen.

Im Landbezirke sind die meisten Häuser ganz aus Holz; ist das Erdgeschloß oder gar noch das erste Stockwerk gemauert, so stammt das Haus mit ganz verschwindenden Ausnahmen erst aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Gesamtform ist außerordentlich schlicht und meist ohne jegliche Verzierung. Die vorspringenden Balkenenden („Schröte“ genannt), die Dachstetten, die Tragbalken bleiben durchaus ohne Schmuck und ohne Profilierung. Sehr beliebt sind Sölller (hier „Gang“ genannt), aber auch ihre Brüstung weist nur ganz ausnahmsweise ausgeführte Ornamente auf. Nur die leuchtenden Blumen in den Fenstern und am Gang sorgen für eine stärkere farbige Belebung.

Bezüglich der Raumeinteilung lassen sich drei Typen unterscheiden. Am häufigsten sind Wohn- und Futterhaus („Stubenhaus“ und „Stadel“) getrennt und stehen beziehungslos nebeneinander. Eine malerische Stuppelung ober ein stimmungsvoller Hof kommt kaum vor; das beste Beispiel dafür ist der Köllnhof am Klauer Berg. Das Wohnhaus ist in diesem Falle meist der Länge nach durch den Hausgang (im Erdgeschloß „Labe“, im Obergeschloß „Solber“ genannt) in zwei symmetrische Hälften geteilt. Vorne liegt auf der einen Seite die Küche, auf der anderen die Stube; rückwärts Nebenräume. Die Schlafkammern sind im Erdgeschloß untergebracht. Bestimmte Anzeichen zeigen es aber außer Zweifel, daß die Trennung von Wohnhaus und Stadel, für die allerdings auch schon aus dem 17. Jahrhundert einzelne Beispiele vorhanden sind (z. B. Stöcknum und Pfaf-

feneben), erst in neuerer Zeit, und zwar erst im 19. Jahrhundert, so häufig geworden ist. Früher war wohl das Einheitshaus, das unter einem Dache vorne Küche und Stube und oben die Schlafkammern, rückwärts Stall und Stadel umschließt, die Regel. In diesem Falle liegt aber der Eingang meist an der Langseite, und der Flurgang ist quergelegt und trennt Wohn- und Futterhaus. Wie es Wopfner für Villgraten festgestellt hat, wird dieser Quergang auch in Mairal Hof genannt. Wopfner schreibt darüber, daß auch die heutige Form des Einheitshauses nicht die ursprüngliche ist und daß ehemals ein Zwischenraum, ein Hof, vorhanden war. Freilich muß wenigstens für unser Gebiet darauf hingewiesen werden, daß hier der Name Hof nie einen offenen Zwischenraum, sondern stets den im Erdgeschloß älterer Futterhäuser den Ställen vorgelegten Durchgang bezeichnet, dem im Einheitshause eben der quergelegte Hausgang entspricht. Manchmal findet sich diese Querteilung auch in getrennt stehenden Wohnhäusern; hier wirkt dann wohl das Beispiel des Einheitshauses nach.

Der dritte Typ, der verhältnismäßig selten, aber in einzelnen Beispielen doch in allen Teilen der Landgemeinde zu finden ist, vereint Wohn- und Futterhaus unter einem Giebel und ist infolgedessen mehr breit als tief. Stube und Küche liegen in diesem Falle längs des Hausganges hintereinander. Im Bedach findet sich die Sonderform, daß an den Steilhang gebaute Häuser vorne im Erdgeschloß einen Stall oder Keller und in zwei Ecken sogar die Küche haben. Bemerkenswert sei noch, daß in Proßegg sich mit einer einzigen (jungen) Ausnahme durchhaus, und zwar auch an den jüngeren und jüngsten Bauten, das Einheitshaus erhalten hat, während anderseits in Bedach die Trennung allgemein ist. Der Großteil der älteren Bauhäuser stammt aus dem 17. und 18. Jahrhundert, doch wurde die alte Bauweise im wesentlichen auch bis tief ins 19. Jahrhundert beibehalten. Wo aber in neuerer Zeit Brände stattfanden, wie in Stöchl und zuletzt in Mitteldorf, ist der Reiz des Ursprünglichen völlig verlohren.

Auch im Markte Mairal wütete 1897 ein verheerender Brand. Nur einzelne Häuser am obersten Ende und die Kirche blieben unberührt. Von den erhaltenen Häusern zeigen die meisten auch jetzt noch die gewöhnliche Form des Bauernhauses; nur das Salenhaus am Kirchplatz mit seinen vorspringenden gotischen Fensterbänken aus Stein und der romanische Pfarrhof mit den Fassadenfenstern und den zierlichen Egraftitorahmen der Fenster distanzieren sich bewusst von der ländlichen Art. Im „Markt“ (S. 90) betont die geschlossene Bauweise den bürgerlichen Charakter; die einzelnen Häuser aber hatten schon vor dem Brande wenig Beachtenswertes geboten, seit dem Wiederaufbau haben sie erst recht jeden Reiz verloren, zum Teil sind sie noch unberüstet. Nur das Gerichtsgebäude, das ehemalige salzburgische Amtshaus, tritt einigermaßen hervor, es hat ein herrschaftliches Aussehen, und die horizontale Unterteilung der Geschoße durch doppelte Vertikalbänder erinnert sogar recht deutlich an den Salzburger Fassadenstil unter Wolf Dietrich, Marx Sittich und Paris Lodron.

Das wichtigste profane Bauwerk von Mairal ist die Burg Weissenstein. Ihre vermutlichen Erbauer und ursprünglichen Bewohner, die Grafen von Lehs-gemünd und ebenso die salzburgischen Ministerialen, die nach ihnen auf der Burg hausten, nennen sich nur „de Marton“; wann der Name Weissenstein aufkam, ist nicht festzustellen. Offenbar geht er auf den letzten und schließlichsten Kalkstein zurück, auf dem die stolze Burg aufragt und der sie auf drei Seiten sturmfrei macht. Auf der vierten, mit dem Hinterland zusammenhängenden Seite erschloßerte ein teilweise künstlich aus dem Felsen

gestoengter Graben und eine äußere Wehrmauer mit zwei Rondellen die Verteidigung. Auch eine Zugbrücke dürfte, an Stelle der heutigen Schloßbrücke, vorhanden gewesen sein. Inbessien gehört dies ganze Vortwerk erst der ausgehenden Burgzeit, etwa der Zeit um 1500 an. Ursprünglich stellte sich dem Angreifer nur die hohe und dicke Ringmauer entgegen, die, ganz abweichend von der sonstigen Gewohnheit, neben dem Bergfried, dem sogenannten Seingerturm, noch zwei andere Wehrtürme besaßen, die zwar beide noch vorhanden sind, von denen aber heute nur mehr einer nach außen hin in Erscheinung tritt. Von dieser mächtigen Wehr und vom steilen Burgfelsan geschützt, erhob sich vorne der stattliche Palas mit dem Rittersaale, dessen hohe Doppelbogenfenster teilweise noch ursprünglich sind.

Wie gewöhnlich wurde die Burg nach der Übersiedlung des Pflegers in den Markt vermachungsfähig; sie wechselte im 19. Jahrhundert wiederholt den Besitzer und wurde schließlich könig glücklich wiederhergestellt. Demnach haben die gegenwärtigen Besitzer für das herrschaftliche Aussehen der Innenräume und für die liebevolle Pflege der Gartenanlagen Sorge getragen.

Burg erwähnt sel auch die Kienburg weiter drinnen im Teltale, ebenfalls ein salzburgischer Besitz, ursprünglich (erste Erwähnung 1187) von Ministerialen besetzt, später an salzburgische Angestellte als Lehen verlehnt. Die Burg bestand im wesentlichen aus zwei turmartigen Wohntürmen, die einmal zerstört und in spätgotischer Zeit erneuert wurden (vgl. die Fensteröffnungen). Nach dem Brande von 1579 wurde die kleine Burg nur mehr notdürftig wiederhergestellt, und seit 1660 blieb sie endgültig dem Verfall überlassen. Von der Feste, die auf der zerdrückelnden Mauerkrone wächte, geht die Sage, daß sie die Bretter zur Wiege des Amichrist liefern werde.

Manches Bemerkenswerte bieten auch die kirchlichen Bauwerke der Gegend. Ein origineller Sonderfall unter den vielen westwärtsreuten kleinen Andachtsstätten ist die Felsenkapelle in Gschloß. Ihre Vorgängerin wurde durch eine Lawe zerstört, und so benützte man für den Neubau eine natürliche Höhle in einem großen Felsblock, die nur etwas ausgeteert und mit einer gemauerten Fassade versehen wurde. In jüngster Zeit ist dieses Vorbild in der Felsenkapelle bei der Bonn-Matreier Hütte nachgeahmt worden.

Ein eigenartiges Denkmal ist der Bildstock am sogenannten Kreuzbühl, der nach alter Überlieferung die Stelle des ehemaligen, durch den Ausbruch des Goldbrüderjees übermürten Mattres bezeichnet. An den schönen göttlichen Bildstock, der aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt, wurde später ein anderer angebaut, so daß das Ganze einem Miniaturkirchlein mit Langhaus, Chor und Turm gleicht.

Am der Matreier Pfarrkirche stammt der Turm noch aus dem 14. Jahrhundert, der übrige Bau ist 1776 bis 1788 nach den Plänen des salzburgischen Hofarchitekten Wolfgang Hagenauer errichtet worden. Der Besucher staunt über die leichte Weiträumigkeit und über die vornehme Wirkung des Inneren. Besonders die logenartigen Arkaden an den Seitenwänden geben dem Ganzen einen originellen und zugleich festlichen Charakter.

Das wichtigste und interessanteste kunstgeschichtliche Denkmal der Gegend aber ist die Kirche von St. Nikolaus, ein romanischer Bau mit ungemein malerischem zwelgeschosfigem Chor und stattlichem, in spätgotischer Zeit eingewölbtem Langhaus. An der durchbrochenen Brüstung des oberen Chors fällt die unregelmäßige Form des ornamentalen Füllwerkes auf. Nach alter Volküberlieferung soll es eine Zahrgabel darstellen. Der ganze Vorbau mit den beiden zum oberen Chor

flühenden Freitreppen und mit der ertöhlten Brüstung ist aber zweifellos eine spätere Zutat an gotischer Zeit. Ich halte es daher nicht für ausgeschlossen, daß das fragliche Füllwerkament dem Material gemäß in eckig stilisierter Form ein M, vier E und vier F darstellen und somit 1440 lauten soll. Noch wichtiger als das Bauwerk selber sind aber die Fresken in beiden Chören die in jüngster Zeit durch Dr. Wallner in Wien in vorzüglicher Weise von ihrer dicken Übermalung befreit wurden. Sie sind eine künstlerisch und inhaltlich gleich großartige und einheitliche Komposition und stellen in einer grandiosen Gesamtschau den Ursprung und das Ziel der Welt und des Menschenlebens nach christlicher Auffassung dar. Die Bilder, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gemalt, zeichnen sich, abgesehen von ihrem tiefen geistigen Gehalt, auch durch die erstaunlich sichere und ausdrucksvolle Führung des Konturs und durch ihre starke dekorative Wirkung aus und sind eines der wertvollsten Denkmäler der ganzen deutschen Malerei aus dem hohen Mittelalter. Dabei stehen sie inhaltlich und stilistisch in engem Zusammenhang mit den Gemälden im Dom von Gurl. Das geistige und künstlerische Zentrum, von dem diese Werte ausstrahlten, war zweifellos Salzburg, das bekanntlich ja gerade in der romanischen Wand- und Buchmalerei sehr Bedeutendes leistete. So hat denn das abgelegene Marrei, kaum daß es vollständig und endgültig in den deutschen Lebensraum aufgenommen war, unter der geistigen Führung der Salzburger Metropole dem deutschen Volk schon gleich in den ersten Jahrzehnten durch ein hochwertiges Kulturdenkmal seinen würdigen Dank abgestattet.

Literatur

„Östirroler Heimatblätter“, Wien 1924—1936, besonders wichtig die vielen Aufsätze von Karl Maister über Marrei.

Bronnenstein, Entstehungsgeschichte des nördlichen Östirrol. Zeitschrift des D. A. B. Prag 1930, S. 229—245.

Garber, Die romanischen Wandgemälde Tirols, Wien 1928, S. 103—108. — Kunst in Östirrol. Tirol II, Innsbruck 1931, S. 367—377.

Bajoniker, Östirrols ältester Römergrabstein. Anzeiger d. Akad. d. Wissensch. in Wien, 75. Jahrg., 1938, S. 14ff.

Sölk, Geographie des Stalgebietes in Östirrol. Bad. geogr. Abhandlungen, 1933.

Stolz, Geschichte von Östirrol im Grundriß. Zeitschrift „Östirrol“, Wien 1925, S. 136—212.

Wassgler, in H. Hammer, Tirol, in O. Dehio, Wassgler, in H. Hammer, Tirol, in O. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 2. Auflage, Wien (Schnöhl) 1938.

Weingartner, Das Stetal. Tirol I, Innsbruck 1927, S. 109—117.

Wolfskron, Zur Bergbaugeschichte der Herrschaft Windischmattrei. Zeitschrift des Ferdinandsvereins Innsbruck, 1887, S. 71—150.

(Projekt Weingartners Urteil, die er für den Rahmen der Alpenvereinszeitschrift zuschnitt, haben mit in die „Östirroler Heimatblätter“ übernommen, als Beispiel einer einfachen Zusammenschau von Natur und Mensch. Bergangeneit und Gegenwart eines kleinen Gebiets. Sobiel Weingartner hier den Alpenvereinsmitgliedern über Marrei vorlegt, so viel etwa sollten wir Östirrolern dem interessierten Fremden über dieses oder jenes Gebiet unserer Heimat zu sagen wissen. Mehr braucht's nur im besondern Fall, aber weniger sollte es auch kaum sein.)